

Zeitschrift: Dissonanz
Herausgeber: Schweizerischer Tonkünstlerverein
Band: - (1999)
Heft: 59

Rubrik: Glossen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

NICHT MANN, NICHT FRAU, DAFÜR KOMPONIERENDES GENIE

Aus der wunderlichen Welt der Wissenschaft

Früher haben die Männer den Frauen das Komponieren ohne Umschweife verboten, heute wird, auch von einzelnen Frauen, die Biologie beigezogen, um den Frauen die Fähigkeit zur Komposition abzusprechen. Und wie immer wird bewiesen, was zu beweisen war, in unserem Falle die Hypothesen, dass «erstens musikalisches Talent, besonders das Kompositionstalent, [...] mit räumlicher Begabung verbunden [ist]; zweitens [...] im Laufe der Pubertät [...] die räumliche Begabung ein Geschlechtsunterschied zugunsten der Männer [wird und] wegen des Zusammenhangs zwischen räumlicher und musikalischer Begabung [...] Jungen eine grössere Chance [haben], ihre Musikalität über die Pubertät hinaus zu erhalten, als Mädchen» und drittens «räumliche Begabung und [...] Kompositionstalent [...] mit psychologischer und physiologischer Androgynie verbunden [sind]» (S. 79/94/97). So Marianne Hassler, «Dr. rer. soc. habil., Dipl.-Psych., Privatdozentin an der Universität Tübingen» und seit 1983 Leiterin des bahnbrechenden DFG-Forschungsprojekts «Musikalität», in ihrem Buch *Androgynie – eine experimentelle Studie über Geschlechtshormone, räumliche Begabung und Kompositionstalent*, Göttingen 1990.

Zwar erfahren wir nichts über die Geheimnisse des Kompositionsprozesses, dafür in spannenden Tabellen und Graphiken Zahlen wie die zum «Verhältnis von Testosteron zu Östradiol im Plasma männlicher Sänger» (S. 65; offenbar gibt es auch weibliche Sänger, die allerdings nicht verwechselt werden dürfen mit den androgynen, den Tenören, die den geringsten Testosteron/Östradiol-Quotienten haben), zu den «Veränderungen im Dichaptischen Stimulationstest (taktile-visuelle Diskriminierung) bei Jungen und Mädchen» (S. 109) oder, «innerhalb der heterosexuellen Orientierung», zu den «Zusammenhänge[n] zwischen Testosteron-Werten und der Anzahl sexueller Kontakte und zwischen Testosteron-Werten und Masturbationshäufigkeit bei Männern und zwischen den abendlichen [sic!] Testosteron-Werten und Masturbationshäufigkeit bei Frauen» (S. 163). Wer glaubt, damit weit vom Thema abgekommen zu sein bzw. einen pornographischen Schmöcker erwischt zu haben, muss wissen, dass Hassler ganz im Gegenteil der Lösung des Rätsels nahe gekommen ist: Männer mit niedrigerem Testosteron-Spiegel, eher «weiblichen» Zügen und schwachem sexuellen Verlangen und umgekehrt Frauen mit höheren Testosteron-Werten, eher «männlichen» Eigenschaften und dementsprechend hoher «Orgasmushäufigkeit und Masturbationshäufigkeit» (S. 164) sind als androgyne Wesen besonders prädestiniert zum Komponieren. Was können KomponistInnen, die bislang noch nicht so recht reüssiert haben, aus diesen erhellenden Tatsachen lernen? Wohl einmal ihre Testosteron-Werte messen und sie je nachdem medikamentös

dämpfen oder steigen zu lassen! Allerdings müssten sie, um tatsächlich «höher kreativ-musikalisch begabt» zu sein, zudem noch LinkshänderInnen und als solche «häufiger als Rechtshänder Asthma, Allergien und Migräne» haben (S. 117).

Grosszügig nimmt die Forscherin in Kauf, dass sich ihre Thesen widersprechen: Sind es jetzt Männer oder aber androgyne Menschen, die zum Komponieren geboren sind? «Musikalität» ist für sie ein Gottesgeschenk, gemessen hat sie diese folglich mit dem fragwürdigen Wing-Test, obwohl sie in ihrem Buch Howard Gardner, Vertreter eines komplexen Musikalitätskonzepts, zitiert. Musikalitätstests scheint sie sowieso unerschütterlich zu vertrauen und die neuere Literatur, die sich kritisch mit diesen und überhaupt dem Konstrukt «Musikalität» auseinandersetzt, nicht zu kennen. «Typisch männliche» und «weibliche» Eigenschaften sind für sie offensichtlich absolute Größen, wie die «Musikalität» in den Genen verankert, und keinesfalls von soziokulturellen Faktoren mitbestimmt. Sie behauptet, dass «räumliche Begabung» für die Fähigkeit zum Komponieren von entscheidender Bedeutung sei und Frauen hier nicht mithalten könnten, obwohl sie auch einräumt, dass «die Art der Messung [sc. von räumlicher Begabung] möglicherweise Auswirkungen auf geschlechtsspezifische Ergebnisse» habe oder Frauen eine bessere räumliche Erinnerung als Männer hätten (S. 20). Dass «räumliche Begabung» vielleicht nicht nur angeboren ist, sondern durch Rollenfixierungen unterschiedlich entwickelt wird, kommt ihr nicht in den Sinn und wird von ihr auch nicht untersucht. Als ProbandInnen nimmt sie (viel zu wenige, wie sie selbst zugibt) Instrumental- und Kompositionsstudierende anstatt aktive und bekannte KomponistInnen aller Altersstufen. Allerdings stünden die meisten Ergebnisse erst provisorisch fest, und «für künftige Untersuchungen scheint mir besonders wichtig, dass es Unterschiede zwischen den einzelnen Gruppen mit unterschiedlicher musikalischer Begabung im Hinblick auf die untersuchten Zusammenhänge gab» (S. 151). Weise gesprochen, obwohl ich nichts verstehre außer dass es im Unterschiedlichen Unterschiedliches gebe.

Die wunderliche Welt der Wissenschaft hält aber noch andere hochbedeutende Erkenntnisse bereit, zum Beispiel, dass unsere Abneigung gegen Dissonanzen angeboren sei (Marcel Zentner von der Universität Genf, laut einer dpa-Meldung vom November 1998). Die Versuchsanordnung war bestechend, wenn auch von keinem musikalischen Wissen belastet: Viermonatigen Säuglingen wurde zweimal dieselbe Melodie vorgespielt, zuerst «mit einer harmonischen und [dann mit] einer disharmonischen Begleitstimme». Bei der zweiten Begleitung seien die armen Babies zappelig geworden, einige hätten gar zu weinen begonnen. Welche Musik die Versuchsobjekte seit ihrer Zeugung gehört hatten, wurde von den Forschern nicht erhoben; was diese unter «harmonisch» (dafür ist im Gehirn bekanntlich der orbitofrontale Kortex zuständig) und «disharmonisch» (dito Parahippocampus) verstehen, ist nicht publik geworden. Sollten sie «Alle Vögel sind schon da» mit einer zwölftönigen Gegenstimme unterlegt haben, ist den Säuglingen für ihren Geschmack nur zu gratulieren.

Zurück zu den Frauen: Eine Basler Gruppe will herausgefunden haben (vgl. *Jatros Neuro*, 2. Jg., Heft 6/November 1997, S. 16–20, und *Therapiewoche*, 14. Jg., Heft 5/6, 1998, S. 219–221), dass Frauen nicht nur räumlich anders gelagert sind als Männer, sondern auch ein anderes EEG-Mapping haben. Mit Hilfe unter anderem von Kopfrechnen und einem Ausschnitt aus Mozarts Klavierkonzert KV 537 wurde festgestellt, dass «das Alpha-Zentroid der Frauen [...] signifikant höher [ist] als bei den Männern». Wem das nichts sagt, dem sei als Vergleich mitgeteilt, dass «Nicht-AkademikerIn-

nen» fast den gleich hohen Alpha-Zentroid-Wert haben wie Frauen. «Eine mögliche Interpretation könnte sein, dass eine Person, die ihr Hirn regelmässig trainiert, eine tiefere elektrische Hirnaktivität aufweist.» Zwar wussten es die Männer schon immer, aber sie hören es nur allzu gerne von der doch so objektiven Wissenschaft: dass sie ihre Gehirnzellen mehr einsetzen als die Frauen – noch ein Nicht-Akademiker mindestens so sehr wie eine Akademikerin. Allerdings lassen die ForscherInnen auch eine andere (allzu bekannte) Interpretation offen: «Ist eine stärkere Anspannung der Frauen denkbar?» Immerhin seien weitere «faszinierende Studien» notwendig, um «diesen geschlechtsspezifischen Unterschied interpretieren zu können». Wir warten alle angespannt bzw. entspannt darauf. **TONI HAEFELI**

VERGILBTE VISITENKARTEN

Was «Swiss Radio International» als Schweizer Musik anpreist

Ernest Bloch, Fritz Brun, Sándor Veress: Das waren alles ehrenwerte Männer, gewiss – gute Meister, doch länger schon tot. Zeitgenössische Musiker? Das denn wohl doch eher nicht. Nichtsdestotrotz ist eben diesen Schweizer Tonkünstlern die Ehre widerfahren, in der Reihe «Musica Helvetica» von Swiss Radio International (SRI) als «Contemporary Swiss Composers» angepriesen und propagiert zu werden. Die Reihe «Musica Helvetica» von SRI widmet sich ausschliesslich Schweizer Komponisten und Interpreten aller Stilrichtungen von Klassik über Volksmusik bis zu Jazz und Rock. Die produzierten CDs werden kostenlos an über 1200 Radiostationen in rund 100 Ländern verschickt und dienen so im Ausland als musikalische Visitenkarte der Schweiz. In Englisch gehaltene Booklets versorgen die Redaktoren der Partnerradios mit den nötigen Informationen zur Gestaltung von Sendungen mit Schweizer Musik. Die CDs der «Musica Helvetica» sind auch im Fachhandel erhältlich. Ausserdem verschickt SRI regelmässig an die gleichen Adressaten eine Kompilations-CD unter dem Titel «Swissness and Quality», welche Produktionen von Schweizer Labels wie *Musikszene Schweiz*, *Jecklin*, *Tudor* oder *Claves* in Ausschnitten vorstellt.

Eine lobenswerte Unternehmung an sich, vorausgesetzt es werden Produkte angeboten, auf die man als Schweizer bei Bedarf auch etwas stolz sein dürfte. Was nun aber den Sektor der klassischen und zeitgenössischen Musik angeht, so ist das Produzierte eher von der Art, dass man sichbekommen fragt, ob man als Vertreter des Schweizer Musiklebens in irgendeiner ausländischen Radiostation seine Nationalität gerne unaufgefordert ausplaudern möchte. «Swissness» ist wohl angesagt, «Quality» indessen nur bedingt. Die «Swiss Composers», die auf mehreren Discs vorgestellt werden, gehören zum überwiegenden Teil der Generation der um die Jahrhundertwende oder früher Geborenen an und sind mit Werken vertreten, die entweder überdeutlich in der Brahms-Nachfolge stehen oder sich in abgestandenem Neoklassizismus gefallen. Ein Stück von Klaus Huber nimmt sich in dieser Reihe wie ein Fremdkörper aus. Von Willy Hess, Othmar Schoeck oder Heinrich Sutermeister etwa wurdenfade Klaviersonatinen, -suiten und -stücke aufgenommen, wobei geradezu verheerend für das Bild der Schweizer Musik im Ausland der Umstand ist, dass in sämtlichen Fällen vergessen wurde, das Kompositionsjahr anzugeben. Weitere Produktionen gelten Albert Moeschinger, Joseph Lauber, Willy Burkhard oder Paul Juon, womit die «Musica Helve-

tica» wohl eher eine dokumentarische Aufgabe erfüllt als dass sie präsentieren würde, was an der Front des Schweizer Musiklebens gerade läuft.

Möglicherweise vermöchten ja spannende Interpretationen das helvetische Ansehen zur Not noch halbwegs zu retten. Nun wird aber eine Suite aus Schoecks *Penthesilea*-Suite vom Schweizer Jugend-Sinfonieorchester unter Andreas Delfs ohne viel Ekstase gespielt, und Fritz Bruns Sinfonie Nr. 2 – ohnehin nicht gerade das stärkste sinfonische Schweizer Werk seiner Zeit und zudem bereits in einer Einspielung mit dem Luzerner Sinfonieorchester greifbar – wirkt in der Aufführung durch das Berner Sinfonieorchester unter Dmitrij Kitajenko ausgesprochen zäh und ist zudem voller Nebengeräusche. Das hauptstädtische Orchester und sein Chefdirigent scheinen überhaupt so etwas wie die Hausinterpretanten der «Musica Helvetica» zu sein. Jedenfalls wurden sie es auch für eine Produktion mit Mozarts d-Moll-Konzert (Pianist: Miguel Angel Estrella) und Brahms' 4. Sinfonie berücksichtigt. Entstanden ist die verwackeltste, einschläferndste und verhustetste Einspielung, die man sich nur vorstellen kann, eine Lachnummer für jeden halbwegs musikliebenden Radiomacher im In- und Ausland. Mehr Freude macht die Platte mit der Camerata Bern, die aus einem Zusammenschnitt älterer Aufnahmen des Ensembles besteht. Hier wird teilweise ausgesprochen feurig, warm und obertonreich musiziert. Die *Transsylvaniaischen Tänze* von Sándor Veress etwa wirken ungleich spannender und filigraner als beim Berner Sinfonieorchester, mit welchem sie absurderweise in der gleichen Serie fett und handfest ebenfalls zu haben sind. Frisch und schlank klingt dagegen auch der Coro della Radio Svizzera Lugano unter Diego Fasolis in seinem Bach-Programm. Das ist nicht der letzte Schrei in der Bach-Interpretation, aber immerhin klug phrasierte Chormusik mit Begleitung historischer Instrumente.

Geradezu grotesk ist, was in der Programmschiene «Classical Excursions» geboten wird. Dem Komponisten Heinrich Schweizer, der laut Angaben im Begleitheft bereits über «3000 Seiten Partitur» geschrieben hat, ist eine eigene CD gewidmet, auf welcher neben dem pompösen chinoisen Gemätsche einer *East West Symphony* auch eine klingende Musikgeschichte des Abendlandes in Form einer *Historical Symphony* und allerlei hilflose Programm-musik zu hören ist. Die CD «Swiss Ethnophony» kombiniert je nachdem Hackbrett, Alphorn oder Ländlerkapelle mit dem klassischen Sinfonieorchester. Welcher seriöse Schweizer Musiker wagte sich da noch über die Grenze?

Seit 1987 dokumentiert die «Musica Helvetica» zudem die Gewinner des Concours international d'exécution musicale in Genf mit gelinde gesagt bunten Programmen, und sie gedenkt solches mindestens bis zur Jahrtausendwende weiter zu tun. Die Live-Aufnahmen sind meist stark mit Nebengeräuschen belastet und aufnahmetechnisch minderwertig.

Nein, es gibt wenig Grund, stolz zu sein auf das, was SRI der interessierten Weltöffentlichkeit als repräsentative Schweizer Musik zumutet. Die Verantwortlichen scheinen selbst realisiert zu haben, dass damit wenig Staat zu machen ist. Jedenfalls bieten die «SRI Enterprises» auf Internet (www.srg-ssr.ch/SRI/eng/swiss/enterprises) nicht nur ihre CDs, sondern auch diverse Swiss Watches, das Army Knife, Caran d'Ache Pens, einen Shopping Bag und den beliebten Lady's Key-ring an. Wir empfehlen den nachfüllbaren «Microphone» Lighter für CHF 26.– zum Abfackeln überflüssiger CDs. Wie meinte doch Schumann: «Schlechte Musik sollst Du mit allen Mitteln zu unterdrücken versuchen.» **PETER BITTERLI**